

## zurück

Das Rauschen der nahen Autobahn war immer in der Luft. Ein verwischter Dauerton, der stetig lauter oder leiser wurde. Ins Bewusstsein drang er nur, wenn er spät in der Nacht oder an heißen Sommertagen fast ganz verschwand. Lauschte man dann in die vermeintliche Stille, war er sofort wieder da und breitete sich überall im Kopf aus. In der letzten Nacht klang das Rauschen anders, härter und einen Halbton höher. Das sparsame Dämmerlicht des Morgens wirkte kühl und durchsichtig. Leo Haas war früh aufgewacht, ein leichter Stich in der Schläfe weckte ihn. Sofort kratzten sich alle Schmerzpartikel zusammen und bündelten sich zu einem bissigen Kopfschmerz. Er schaute aus dem Fenster. Keine Wolke am Himmel, der Rasen war von Raureif bedeckt. Hinter der Hecke lagen die Wiesen weiß bestäubt, die Fichten auf der Anhöhe schienen näher gerückt. Der erste Frost, Ende Oktober. Leo klopfte in alter Gewohnheit auf die Wetterstation. Das Barometer blieb unbeeindruckt, das Thermometer zeigte minus 2,6 Grad.

In seinem Kopf setzte sich ein trübes Bild zusammen, der Streit mit Erika und der Rotwein gestern Abend. Natürlich hatte er schlecht geschlafen. Der Alkohol sorgte zwar dafür, dass er sofort eindämmerte, aber nach ein paar Stunden wachte er wieder auf und fiel erst spät in einen zähen, ungeduldigen Schlaf.

Nach einem Glas Wein zum Abendessen hatte er einfach weiter getrunken, noch eine Flasche entkorkt. Kurz vor Mitternacht war Erika wortlos aufgestanden und ins Schlafzimmer gegangen. Erst jetzt wurde ihm bewusst, dass sie nach dem Essen nicht mehr viel sagte, während er redete und redete.

Herbstlicht überall. Die Strahlen der niedrig stehenden Sonne liefen tief ins Haus, stocherten in den Ecken und krochen unter die Schränke. Schräge Lichtschmisse im Wintergarten, flirrende Sonnenflecken auf dem Frühstückstisch.

Kaffee und Tee. Erika brauchte ihren Kaffee, mindestens zwei Tassen, schwarz, stark. Leo trank Tee. Irgendwann in den Jahren hatte sich die Säure des Kaffees mit dem Alltagsstress zusammengetan und ein wütendes Brennen unter seinem Brustbein

angezündet. Klinikpackungen von Magnesiumtabletten hatte er in den Jahren gelutscht und geschluckt. Geholfen hatten sie nur wenig, das Sodbrennen ließ sich nicht löschen.

Das Frühstück wie ein Show-down in einem billigen Westernfilm, erbarmungslos in dieser Lichtflut. Erika trank ihren Kaffee mit Vorsicht. Im Schnelldurchgang geschminkt, ein bisschen Lippenstift, ein bisschen Mascara. Ein geschäftsmäßiger Morgengruß, nicht einmal der Anflug eines Lächelns. Ihr Gesicht, blickdicht und kühl. Über dem Tisch hing ein Unbehagen. Leo witterte Erikas innere Wut, doch fühlte er auch ihre Versöhnungsbereitschaft. Es würde seine Zeit brauchen. Und er müsste den ersten Schritt machen, das war ihm sofort klar. Schon als er das Frühstück vorbereitete, wusste er, dass es mit ein paar friedensstiftenden Blumen aus dem Garten nicht getan war. Wahrscheinlich würde ein Blumenstrauß das Gegenteil bewirken und Erikas Wut noch steigern. Außerdem hatte der Frost in der Nacht den meisten Blüten den Garaus gemacht.

»Hast du schon bemerkt«, fragte er, »heute früh war alles weiß. Raureif. In der Nacht hat es zum ersten Mal gefroren. Langsam meldet sich der Winter an. Zu früh in diesem Jahr.«

»Du hast seine Ankunft ja kräftig gefeiert – heute Nacht. Um halb zwei bist du noch durchs Haus gepoltert.«

Leo kannte sich aus mit Erikas Gefühlen. Ihre schlafende Hysterie, äußerlich eiskalt, innerlich hoch entflammbar, feuergefährlich. Und wenn es erst einmal brannte, war wenig zu retten. Es lohnte nicht, ihr zu widersprechen.

»Tut mir Leid, ehrlich. Ich weiß auch nicht, was mit mir los war. Vielleicht war es wirklich die trübe Aussicht auf den Winter.«

»Ich hoffe nur, deinem erwartungsgemäß höllisch schmerzenden Kopf ist nicht entfallen, dass deine Freunde, Karin und Ludwig heute Abend zum Essen kommen.«

Dein, Deine, Deiner! Leo hörte nur besitzanzeigende Fürwörter. Zuweisungen, Messerwörter, wie geschärftes Eisen drangen sie in seinen dröhnenden Schädel. Und in der Küche kreischte der Eierkocher. Leo stand auf, ging zur Anrichte und schreckte die Eier ab. Er ließ das Wasser laufen, bis es kalt wurde. Für einen Augenblick hielt er beide Hände unter den Wasserstrahl und drückte die Schultern zurück. Er öffnete das Fenster. Frische Luft. Eine leichte Brise wehte herein und brachte ein fernes Hun-

degebell und das immerwährende Geräusch der Autobahn mit. Leo atmete tief durch. Durchzug schaffen im Kopf. Die Kopfschmerzen heraus blasen. Zurück am Tisch versuchte er, das Gespräch wieder aufzunehmen: »Stechapfel und Oleander haben den Frost offensichtlich gut überstanden. Nur ein paar Blüten hängen herunter.«

»Leo, das ist jetzt nicht von Interesse. Heute Abend kommen Karin und Ludwig zum Essen. Nichts ist vorbereitet. Es kann ja nicht sein, dass alles an mir hängen bleibt. Der Gatte betrinkt sich sinn- und besinnungslos – und die Gattin muss sich um alles kümmern. Heute Abend, wenn Ludwig hier ist, geht es von vorne los. Ich würde dir dringend raten, dich etwas zurückzuhalten.«

Erika sah ihn nicht an, sie zählte ihre homöopathischen Tropfen in ein Glas Wasser.

»Dafür wird die Natur schon sorgen. Im Moment fühle ich mich ziemlich elend. Kopfschmerzen und flau im Magen. Ich glaube, der Wein gestern Abend war nicht besonders gut, obwohl Ludwig davon so begeistert war.«

»Es wird wohl vor allem die Menge gewesen sein. Als ich ins Bett ging, war die zweite Flasche schon fast leer.«

Erika schnitt mit resoluten Bewegungen ein Brötchen auf. »Zurück zu unserem Essen heute Abend. Die Streiterei bringt uns nicht weiter. Ich werde gleich einkaufen fahren. Es wird länger dauern, zum Friseur muss ich auch noch. Heute Nachmittag erwarte ich deine Hilfe in der Küche. Und besorge Blumen, einen großen Strauß für die runde Glasvase. Und nicht wieder weiße Lilien, keine Beerigungsblumen.«

Es war eine Art Verstummung in ihrer Ehe. Sein abendliches Dauerreden und Erikas Schweigen waren nur unterschiedliche Formen einer zunehmenden Sprachlosigkeit. Zuerst nahm er es nicht wahr, aber in den Jahren wuchs etwas zwischen ihnen, das sie langsam aber stetig auseinander driften ließ. Es waren nicht so sehr die Streitereien und kleinen böartigen Mutwilligkeiten, die ihre Beziehung unmerklich aushöhlten. Die hatte es immer gegeben. Aber die Zerwürfnisse glätteten sich jetzt nicht mehr so schnell. Alles brauchte viel mehr Zeit, um auszuheilen. Die Zänkereien und die Sticheleien am Rand der Verletzung, die winzigen Schnittwunden und Fissuren, die die Alltagssprache anrichten kann, hatten sie früher als witzige Zutaten in ihrer

Beziehung empfunden. Selbst ihre strategisch groß angelegten Machtkämpfe bei Möbelkauf, Kindererziehung oder Auswahl einer Wandfarbe – und natürlich ihre grandiosen Versöhnungen – waren einmal die Würze in ihrem Zusammenhalt gewesen. Ohne dieses Auf und Ab, Hin und Her wäre ihre Ehe, davon war Leo überzeugt, viel früher gescheitert. Der Ärger über Missverständnisse, Reibereien und Schusseligkeiten blieb jetzt länger als rote Zahl auf dem Konto ihrer Gemeinsamkeit und addierte und addierte sich.

Was war aus ihrer Liebe geworden? War sie verschwunden, versickert – zerrieben bis zur Unkenntlichkeit? Ein vor langer Zeit verlorenes Gefühl. Als würde man seinen Teddybären auf einem Flohmarkt wieder entdecken, seit Kindertagen verschollen, dreckig, verrenkt, abgeliebt, zwischen Sperrmüll und Gerümpel. Zuerst der Schmerz des Verlusts, dann unbestimmte Traurigkeit, wie bei allem, das sehr lange her ist, und danach eine plötzliche kindliche Augenblicksmüdigkeit.

\*\*\*\*\*

Leo bog auf ein ehemaliges Werksgelände. Gewürfel von verwahrlosten Zweckbauten, dazwischen ein Patchwork aus buckligem Pflaster und Pfützen, umstellt von struppigem Buschwerk. Ein paar alte Autos dämmerten vor sich hin, als wollten sie nie mehr bewegt werden. Leo hielt an. Vor der Tür eines Wohncontainers stand ein hagerer Mann von unklarem Alter. Die Ärmel seines großkarierten Hemdes bis über die Ellbogen aufgekrempt. Überall Haare. Auf dem Kopf, im Gesicht, an den Armen, auf den Handrücken und aus dem weit aufgeknöpften Hemd quoll die drahtige Wolle. Als der Mann sich kurz bückte, um seinen Hund zu streicheln, bemerkte Leo die einzige kahle Stelle – auf seinem Hinterkopf. Eine kleine, hell leuchtende Glatze, eine Späthippie-Tonsur in einem Nest aus grau-braun-schwarzem Haargestrüpp.

Ein mittelgroßer Hund mit gleichwertiger Haarausstattung und ähnlicher Frisur – eine klare Einordnung von vorne und hinten war bei dem Hund auf den ersten Blick nicht möglich – wuselte um ihn herum.

»Guten Tag. Ich suche den Tierpräparator Franz Hals.«

»Da haste Glück. Das bin ich.«

Der Tierpräparator rauchte eine Zigarette. Dabei spreizte er Zeige- und Mittelfinger der rechten Hand soweit ab, dass sie sich leicht nach außen bogen. Dazwischen, ganz unten in der Fingerbeuge, steckte die Zigarette. Er legte die Hand wie ein umgelegtes Victory-Zeichen vor den Mund und saugte tief und nachhaltig an der Kippe. Mit leisem Plopp sprang der Mund auf, zusätzlich zum Rauch nahm er einen Bissen Atemluft, riss für einen Moment eine Grimasse, als wollte er Kindern einen Wahnsinnsschrecken einjagen und blies dann mit gespitzten Lippen und dem Geräusch eines defekten Gasherds das Luft-Rauch-Gemisch wieder aus.

»Ich habe ein Rotkehlchen. Tot. Vielleicht lässt es sich wieder herrichten. Äh, ich meine, äußerlich.«

Leo reichte ihm die Zigarrenkiste. Der Präparator öffnete die Kiste und schaute hinein. Noch ein Zug an der Zigarette und seine umständliche Form der Nikotinverarbeitung.

»Da war 'ne Katze dran. Seh ich sofort. Ich meine, ich kann dir das Ding auf links ziehen und ausstopfen. Alles kein Thema. Aber so 'ne Katze kaut meistens drauf rum und dann ist innen alles Gemansche. Ziemliche Sauerei. Macht 'n Haufen Arbeit. Ich mach lieber 'n Habicht wieder flugfähig. Oder 'ne Eule. Is nicht so 'n Fuddelkram. Unter zwanzig Euros kann ich das nicht machen. Verstehst 'de, was ich meine?«

Leo schob mit dem Mittelfinger seine Brille hoch. Der Typ vor ihm ging fast in Abwehrstellung, als er Leos Finger sah. Beruhigte sich aber wieder, als er bemerkte, dass der Finger nur der Brille galt. Er musste sich das unbedingt abgewöhnen. Die Geste mit dem vorgestreckten Mittelfinger war einfach zu zweideutig. Wie oft hatte Erika ihm schon gesagt, er solle bitteschön einen anderen Finger nehmen, um die Brille zurück zu schieben.

»Wie gesagt. Zwanzig Euros. Zehn als Anzahlung. Muss ich machen, verstehst 'de. Ich meine, die Leute fliegen nach Florida, schlagen mit ihrem Golfschläger 'en Babyalligator vor die Nuss, der ihnen auf dem Golfplatz in die Quere kommt, packen alles in 'ne Butterbrotdose. Im Hotel dann ins Eisfach. Und halten mir das nach zwanzig Stunden Flug und Reise unter die Nase. Und ich soll aus dem fauligen, stinkenden Häufchen Elend wieder 'en wild aussehendes Monster basteln. Für auf 'en Kamin. Und dann

holen sie das fertige Schmuckstück noch nicht mal ab. Und ich bleib sitzen auf den Kadavern und den Kosten.«

Er nahm einen tiefen Zug aus der Zigarette und schnippte den Stummel im weiten Bogen in ein vielbelegtes Kippenfeld in der Nähe der Haustür. Leo reichte ihm einen Zehn-Euro-Schein.

»Wie soll's denn aussehen, ich meine designmäßig? Auf 'nem Ast mit Holzschildchen zum an die Wand hängen. Wie das Modell hier?«

Er zeigte auf eine ausgestopfte Taube, die neben seinem Firmenschild auf einem angeschraubten Ast festgemacht war. Das Wetter und die Vögel der Umgebung hatten das Tauben-Dummy in eine finale Mauser gebracht. Fast küchenfertig gerupft, die wenigen Restfedern zu einem Strunk zusammengepappt. Die lebenden Artgenossen – wahrscheinlich Meisen – hatten ein Glasauge ausgepickt und eine Schädelreparation vorgenommen. Das Präparat hing gefährlich schief an zwei rostigen Drähten, zum Absturz bereit wie ein Kleintier-Kamikaze.

»Ich meine. So 'n kleines Vieh auf 'ner verchromten Stange ist auch schick. – Oder Edelstahl. Passend zur modernen Einrichtung. Wie gesagt, alles kein Thema. Neulich war mal 'n Rockerpräsident hier. Mit 'ner Krähe. Die sitzt jetzt ausgestopft auf der Lenkstange von seiner Harley wie 'ne Galionsfigur. Da war nix mit Holzwohle und Sägemehl. Nee, mit PVC ausgegossen. Und 'n Überzieher aus schwarzem Leder mit Nietenschlag bei Regenwetter. Oberaffengeil. Verstehst 'de. Der Typ war ratzweg. Eh, Mann, hat der gesagt, der Geier sieht so was von echt aus. Wehe, der schießt mir auf meinen frisch polierten Tankdeckel.«

Der Präparator ahmte breitmülig und breitbeinig Haltung und Tonfall eines Rockerpräsidenten nach, klopfte eine neue Zigarette aus der Packung und zündete sie umständlich an.

»Komm rein. Ich zeig dir was.«

Hinter dem vollgestellten Flur eine Mischung aus Büro, Werkstatt, Seziersaal, Biologie-Sammlungsraum, Lager, Spelunke, Medienraum und Wohnzimmer. Dazu ein würziges Geruchsmuster von jedem dieser Orte, überdröhnt von einem Odeur aus Mottenkugeln und Desinfektionsmitteln. In der Mitte brummte eine dicke Fliege in diesem insektenfeindlichen Klima ihre letzten Flugstunden ab. Der Präparator legte die Schachtel mit

dem Rotkehlchen ins Eisfach des Kühlschranks und griff mit sicherer Handbewegung eine Flasche Bier.

»Willst'e auch 'n Bier?«

Leo lehnte ab. Er öffnete die Flasche mit der Kante seines Feuerzeugs, nahm einen kräftigen Schluck. Sein haariger Adamsapfel hüpfte in begeisterter Peristaltik auf und nieder. Überall im Raum standen oder hingen Tierpräparate. Ein Hase saß in Mümmelmann-Haltung auf einem Stück Baumrinde. Zwischen den Ohren hatte ihm der Präparator ein Paar spitze Hörner appliziert.

»Echt witzig, findste nicht auch. Ein gehörnter Hase. Die Hörner sind von 'm einjährigen Rehbock.«

In der Ecke versuchte sich eine Elster in einem stilisierten Dauerabflug aus dem Staube zu machen, einen blitzenden Talmi-Ohring im Schnabel. Im Fernsehen liefen Börsennachrichten und ein paar empfangsbedingte Bildstörungen. Die Schleiereule auf dem Gerät imitierte das besorgte Gesicht des Fernsehmoderators. Halogenlämpchen funzelten quer durch den Raum an gespannten Drähten. Auf den Drähten saß eine Auswahl ausgestopfter Kleinvögel. Ein staubiges Rotkehlchen schaute Leo an. Der Präparator zielte mit dem Kinn nach oben und sagte: »Das kannst du auch haben. Fünfzehn und es ist deins. Ich meine, ich mache hier 'ne korrekte Arbeit. Die armen Tierchen leben in der Natur ja nicht lange. So'n Vögelchen kann froh sein, wenn es überhaupt älter als ein Jahr wird. Entweder holt's die Elster oder 'ne Katze oder es fällt einfach so vom Ast. Und dann holen's die Würmer. In drei Tagen ist davon nicht mehr viel da, paar Federn vielleicht. Und die holt sich der Wind. Ein gutes Präparat kann hundert Jahre und noch älter werden, sag ich mal. Ein bisschen was von der Tierseele bleibt ja auch in den ausgestopften Bälgern.«

Sein Hund hatte ihn verstanden, seine schöne Rede über die Tierseele. In einer plötzlichen Anwandlung von Anhänglichkeit und Liebe sprang er um ihn herum, stuppste ihn in die Kniekehlen, blaffte und winselte. Jetzt konnte man eindeutig erkennen, wo bei dem Hund vorne und hinten war.

»Ich meine ... der Bär in Bayern. Der Halbzeitbär bei der Fußball-We-Em, Bruno oder Petzi oder JJ-nochwas. Alle haben es mitgekriegt. Kaum tritt der Bär über die deutsche Grenze, wird er zum Problemtier, zum Gaga-Bär, zum Schäfchenkiller. Als er

dann einen Karnickelstall plattmacht und einen Bienenstock zerlegt, ist er da – sofort – der Schießbefehl aus der bayrischen Staatskanzlei. Über Nacht ausgeführt – eiskalt – und ab in die Abdeckerei. Artenschutz gilt nur für die anderen. Bei uns ist jedes Wildtier ein potentieller Terrorist, hält sich verdammt nicht an die freiheitlich-demokratische Grundordnung. Zähmen oder abknallen – oder einbuchten, ins Wildgehege, lebenslang. Der Bär war 'n kriminelles Element, mehrfache Grenzverletzung, hin und her, Österreich – Bayern. Geht natürlich nicht. Illegaler Grenzübertritt, Schusswaffengebrauch, unverzüglich. Da kennen wir uns aus. Von der DDR lernen, heißt siegen lernen.«

Er blies eine Wolke Rauch in den Raum, ertränkte seinen Zigarettenstummel in einem Kaffeerest.

»Oder – der Wolf. Hast du das gelesen? In der Zeitung. Von diesem Wolf in der Eifel. Halbzahn, ausgebrochen, aus einem Tierpark. Unterm Zaun durch. Gegraben? Was weiß ich? Ein paar Tage lang läuft der rum, durch die Wälder. Vierzig Kilometer in einer Nacht und so. Irgendwann schnappt sich der Wolf einen verblödeten Dackel. Paar Tage später frisst er einem geschockten Opi den verfetteten Pinscher von der Hundeleine. Muss 'n Mordshunger gehabt haben. Und dann ziehen die los. Hundertschaften Polizei und schießwütige Spießer und jagen den Wolf. Jede Menge Polizeiautos und Geländewagen. Natürlich kriegen die ihn und ballern ihn ab. Totaler Schwachsinn. Jeder Mensch, jeder Normalo richtet in einer Woche in der Natur mehr Schaden an als ein Wolf in seinem Leben. Das arme Tier wird abgefüllt – mit Blei. Nach ein paar Tagen in Freiheit. Das Fell völlig zerschossen, kannst nicht mal mehr 'n Bettvorleger von machen. Keiner nimmt so 'n Kadaver. Vergraben dürfen 'se den auch nicht. Bleivergiftung für den Boden. Sondermüll. Da hab'n se ihre Vorschriften, Umweltschutz und so. Wenn du irgendwo noch 'n bisschen wild bist, biste dran. Ohne Erbarmen.«

\*\*\*\*\*

Einschlafen war nie eine seiner Begabungen gewesen. Wenn er im Bett lag und in der Dunkelheit wartete, dass die einzelnen Aggregate seines Bewusstseins nach und nach abgeschaltet wurden wie von einem Hausmeister, der bei einem späten Rund-



gang die Lampen löscht, kam es oft vor, dass ein plötzlicher Gedanke oder nur die Vorstellung eines unerheblichen Vorhabens für den nächsten Tag ihn zurückholte aus dieser Zwischenzone – und ihn, das Bett und das ganze Schlafzimmer in ein irreales, taghelles Licht tauchte. Dann musste der Gedanke erst ausgeweidet, zerlegt und in die richtigen Fächer eingeordnet werden, um Ruhe für einen neuen Aufbruch in das Zwischenreich zum Schlaf zu finden. Manchmal brauchte es nur ein leises Zucken Erikas und er wachte plötzlich auf und fühlte sich wie der Selbstmörder, der von einem beherzten Passanten an der Bahnsteigkante zurückgerissen wird. Dann fand er sich in einer sehnigen Wachheit wieder, die abendliche Müdigkeit und Bettschwere waren wie weggefegt. Er hätte aufstehen und etwas Sinnvolles erledigen können. Aber meistens blieb er liegen. Dann brauchte es Zeit, die kreisenden Gedanken in seinem Kopf auslaufen zu lassen, um endlich wieder einzuschlafen. Nach dem Tod Erikas war das ferne Ufer des Schlafes noch weiter weggerückt und in mancher Nacht überhaupt nicht mehr erreichbar. Vielmehr wurde der Kampf um Schlaf zur eigentlichen Aufgabe in seinem Tagesablauf. Nach einer solchen Nacht stolperte er müde durch den Tag und hoffte, in der nächsten Nacht Ruhe zu finden.

Er lauschte auf das gedämpfte Geräusch der Autobahn, verfolgte mit den Ohren jeden Lastwagen, registrierte, wie sich die Tonhöhe mit der Geschwindigkeit veränderte.

Er war allein – verlassen – und auch befreit. Sein seelisches Gleichgewicht war paralysiert. Tief in ihm hatte sich etwas losgerissen und trieb jetzt ziellos umher. Er spürte eine ungezügelte Lust auf Extreme. Nur ja kein Gleichmaß, keine gedämpften Amplituden, kein Mittelmaß. Er wollte den Verlust der Mitte. Er merkte, wie er heute Sympathie an dem Gedanken fand, völlig zu verkommen, am nächsten Tag waren es Allmachtsphantasien, schwankend zwischen zusammengestoppeltem Pathos oder triumphalem Untergang. Alles rutschte unter ihm weg. Die Werte, die ihm sonst in einer klaren Skala von Gewissheit geordnet entgegentraten, diffamierten sich selbst als Halteschnüre und Fesseln einer bürgerlichen Weltsicht. Diese Welt war nicht mehr seine Welt. Er hatte das Lager gewechselt. Die Alltagsdinge schafften es nicht, bis zu ihm vorzudringen. Ämter und Versicherungen schickten surreale Briefe. Er war nicht in der Lage, den Inhalt dieser Briefe zu erfassen. Er riss sie auf, überflog sie und

stapelte sie auf dem Küchentisch. Trauer und Scham überschwemmten ihn. Sein Blutdruck stieg an, er versank in maßlosem Stress. Seine alltäglichen Spaziergänge gab er auf.

Überhaupt, bestimmte Gedanken schienen eine ähnliche Oberfläche zu haben wie die hakeligen Samen der Klette. Je mehr man sie loswerden wollte, umso fester klebten sie mit ihren winzigen Häkchen und Tentakeln. Leo lief durchs Haus und durch den Garten, verloren und nervös. Manchmal fand er sich auf der Terrasse wieder, mitten in einer Pfütze aus Regenwasser und Unentschlossenheit. Nichts konnte er zu Ende bringen, alles wurde nur angefangen. Er versuchte seinen Kummer loszuwerden. Er schob ihn mit den Fertiggerichten in die Mikrowelle, rührte ihn in Tütensuppen, trug ihn in den Keller, warf ihn in die Mülltonne. Aber der Kummer ließ sich nicht vertreiben, blieb in seiner Nähe wie ein freigelassener Käfigvogel.

Kurz nach der Beerdigung Erikas war es besonders schlimm. Als erstes hatte er die großformatigen Kunstwerke von Rudolph Krause abgenommen. Die Symbole seiner Schmach im Hausflur. Krause hatte ihn zum Hahnrei und letztlich auch zum Mörder gemacht. Aber die Bilder zeigten eine noch stärkere Präsenz, als sie nicht mehr dort hingen. Dabei gab es keine Staubränder, keine hellen Flecken auf der Tapete. Allein die Tatsache ihrer Abwesenheit erzeugte eine so starke Erinnerung an Erika in ihm, dass sich seine Brust schmerzhaft zusammenzog. Es war ein undeutlich rumorender Schmerz, kaum zu ertragen. Am nächsten Tag hängte er die Bilder wieder auf ihren Platz im Flur.

Leo war nicht fähig, Erikas Sachen beiseite zu stellen. Nur ihre Zahnbürste nahm er aus dem Ladegerät. Parfümflakons und Schminktöpfchen standen unberührt im Badezimmer vor dem Spiegel. Er schaute in ihre Schränke. Erikas Kleider und Mäntel, Schubladen voller Wäsche. In den Regalen eine Anthologie unterschiedlicher Sportschuhe, penibel aufgereiht, Zeichen ihrer heimlichen Sammelleidenschaft. Erikas Freundinnen sollten vorbei kommen, die Sachen sortieren und für sich Erinnerungsstücke aussuchen. So war es vereinbart. Bis heute hatten sie es aufgeschoben. Leo mochte nicht behaupten, dass die Freunde ihm aus dem Wege gingen, aber sie riefen nicht mehr so oft an. Menschen lassen sich nicht gern an Tod und Unheil erinnern. Bei den Nachbarn war es ähnlich. Leo spürte ihren Blick, die Mischung aus gut gemeinter Hilfsbereitschaft und zögernder

Hilflosigkeit. Sie wollten ihm beistehen, blieben aber unsicher und warteten ab. Leo war es recht so, er brauchte Abstand. Er wollte sich heraus stehlen aus der altmodischen Form der Nachbarschaftlichkeit, die ihm schon in den Tagen des *Straßenkampfes* zu eng geworden war.

Der Raum zwischen den Dingen, die Luft um die Dinge herum, erschien Leo in einer anderen Farbe. Die Alltagsgegenstände bekamen eine zweite Existenz. Jedes Ding spielte neben der unmittelbaren Anwesenheit eine Rolle in seiner Erinnerung. Und diese zweite Existenz, das Schattendasein, schob sich mehr und mehr in den Vordergrund. Erinnerungen, nichts als Erinnerungen, Leergut der genussvoll ausgetrunkenen und der sinnlos ausgeschütteten Zeit. Und alle Erinnerungen schienen etwas Trauriges zu haben.

Alles hatte sich verändert, seit Erika nicht mehr im Hause war. Einmal nach dem Frühstück fiel ein Teller zu Boden und zersprang in tausend Scherben. Leo heulte los, hemmungslos. Es dauerte eine ganze Weile, bis er sich wieder beruhigen konnte. Wenn er darüber nachdachte, erschien es normal zu sein. Dinge fielen hin und gingen kaputt, technische Geräte stellten plötzlich ihre Funktion ein, Beziehungen zerbrachen, Freundschaften bekamen Risse, Gefühle kippten oder verwandelten sich in ihr Gegenteil, Menschen starben unerwartet. Jeder lebte in Bruchstücken und jeder lebte mit Bruchstücken. Aber Leo kam es so vor, als ob sich seine unmittelbare Umgebung auflösen würde. Eine Agonie der Realität, täglich heftiger werdend. Selbst seine geliebten elektronischen Geräte, als zeitsparende Helfer für den Alltag angeschafft, begegneten ihm zunehmend fordernd, blinkten und piepten aggressiv wie degenerierte Tamagotchis und versagten, wenn sie wirklich gebraucht wurden. Auf seiner Werkbank im Keller schichteten sich Werkzeuge, Schrauben und ein ganzer Zoo von Kleinteilen in einer Halde übereinander. Kabel, Schnüre und Bänder verknoteten sich zu unentwirrbaren Knäueln. Zeitungen und Zeitschriften türmten sich in rutschigen Stapeln. Überall wachsende Entropie, unumkehrbar und gnadenlos.

Draußen schob sich der Sommer vorbei – schwül, heiß – mit heftigen Gewittern und Sturzbächen von Regen. Die Nächte waren nur kurze Verschattungen, es kühlte kaum ab. Der Swimmingpool lag im Garten wie ein versenktes Badezimmer.

Die Filteranlage war ausgeschaltet. Algen färbten das Wasser. Ungesundes Grün, das täglich intensiver wurde. Leo lief durch die Räume, ging von Fenster zu Fenster. Der Fernseher blakte belanglose Bilder ins Wohnzimmer, in der Küche brabbelte das Radio, das Telefon blieb meistens still. Die Tage klebten aneinander wie feuchtes Papier. Alle waren im Urlaub und schickten bunte Postkarten. Alle wollten ihn trösten. Allein schon die Anrede: Lieber Leo, wir denken an dich ..., in steiler Schrift und unterschwellig pathetisch. Zwischen Mitleid und Wohlwollen las er auch ein bisschen Distanz.

Mitte August hielt Leo es nicht mehr aus. Ratlose und tatlose Grübeleien, Anfälle von Verzweiflung und ein immer stärker werdender Trieb, alles zu erzählen. Absturz ist die stabilste Bewegung, hatte er irgendwo gelesen. Er musste etwas tun. Sturz und Fall aufhalten. Endlich anfangen, arbeiten bis zur Erschöpfung. Etwas tun, um sich selbst zusammenzuhalten. Schon seit Jahren hatte er den Plan, den großen Swimmingpool, den kaum noch jemand nutzte, in einen Naturteich umzuwandeln. Fundamente und Seitenwände des Pools konnten erhalten bleiben, nur die Kacheln und der Betonrand mussten abgeschlagen werden. Er wollte durch Sandaufschüttungen die Form des rechteckigen Beckens so abrunden, dass der Eindruck eines natürlichen Gewässers entstand.

In einem Spezialgeschäft für Bauwerkzeug kaufte er einen leistungsstarken Presslufthammer. Über Nacht ließ er das Wasser ab. Er hätte seine ehemalige Firma beauftragen können und der Umbau wäre in ein paar Tagen vergessen gewesen. Aber er wollte arbeiten, wollte Sühne leisten.

Er stand am Rand des Pools, blinzelte in die bissige Sonne. Er fühlte sich fremd in seiner Arbeitskluft, verkatet, immer noch verheddert mit den Gedankenschnüren seiner Trauer und Schuld. Die Augustsonne brannte klirrend heiß in den Kessel des leeren Schwimmbeckens. Das Blau der Kacheln parodierte das Blau des Himmels. Ein metallisches Licht sammelte sich auf der spiegelnden Oberfläche und ließ seine Haut kränklich erscheinen. Ein Ort wie ein Alptraum, eine umgestülpte Ausnüchterungszelle, fensterlos und ohne Tür, angefüllt mit gleißendem Licht, Staub und dem rasenden Lärm des Bohrhammers. Wie ein Sträfling im Steinbruch hämmerte er seine Wut und Verzweiflung in den zähen Beton. Die schmale Aluminiumleiter am anderen Ende

versprach trügerisch ein Entkommen aus seinem umgekippten Wahnzimmer.

Ein paar Nachbarn besuchten ihn auf seiner Baustelle, standen auf einmal oben am Rand des Beckens und schauten auf ihn herunter. Alle versicherten, sie seien heilfroh, dass Leo endlich aus seiner Lethargie gefunden hätte. Aber sie waren auch ein wenig irritiert – zumindest kam es ihm so vor –, dass er die Zeit seiner Trauer so lautstark mit dem Getöse eines Presslufthammers hinter sich ließ. Einige erschrecken, als sie ihn vom oberen Rand aus herumwirbeln sahen. Ein Derwisch in manischer Raserei aus Arbeit und Krach. Er behielt seine Schutzbrille auf, lächelte kurz und gab knappe Antworten. Das Leben in Wohnvierteln von Reihenhäusern und Eigenheimen lehrt nichts, nur den notwendigen Argwohn gegenüber den Nachbarn. Er war lange allein, er war misstrauisch.

Seitdem das Planungsverfahren der neuen Straße auf Eis lag, verkleinerte sich auch der Druck von außen. Und die unaufgeregten Formen der Nachbarschaft setzten sich wieder durch. Man grüßte sich freundlich, sprach auch ein paar Sätze miteinander. Aber es wurde unverbindlicher – wie früher. Es war Leo egal, er wollte eine größere Distanz. Die ganze Nachbarschaftsduselei ging ihm auf die Nerven.

Zwei Gartenmäuse waren nachts in das leere Poolbecken gestürzt und konnten nicht mehr heraus. Ein paar Tage später fand Leo den Leichnam der einen Maus halb aufgefressen in der Abflussrinne. Die andere huschte in einen Schutthaufen in der Mitte des Pools. Er hob einen Betonbrocken hoch, die Maus versuchte unter einer Kachelscherbe zu verschwinden. Leo setzte seinen Arbeitsschuh auf ihren Rücken und verlagerte sein gesamtes Gewicht auf diesen Fuß. Es gab kein nennenswertes Geräusch. Der Lärm der Autobahn, der hier auf dem Grund des Pools dumpfer klang, ging unbeeindruckt weiter.

Mitte September fühlte er sich geistig und körperlich erschöpft. Die Arbeit am Pool brachte nicht die erhoffte Erlösung, nur die nutzlose Grübelelei fand ein Ende. Leo brauchte Urlaub, Tapetenwechsel, ein paar Tage nur. Das manische Eindreschen auf den Beton des Swimmingpools war genauso neurotisch wie seine

dumpe Inaktivität im Haus während des Sommers. Ludwig hatte Recht –, er lebte wie ein hospitalisierter Eisbär im Käfig.

Leo wollte ans Meer, an die Ostsee, vielleicht auf die Insel Rügen. Übers Wasser blicken, nur Horizont sehen. Freier Blick, nicht verstellt durch Berge, Häuser und Wände. Schon beim Kofferpacken merkte er, dass es nicht wirklich gelingen würde. Was sollte er mitnehmen? Was sollte er in den Koffer packen? Er schaffte es nur mit äußerster Konzentration, sich auf das zu besinnen, was für die Reise notwendig war.

So lange er sich erinnern konnte, war er nicht allein in Urlaub gefahren. Schon oft hatte er in den Ferienhotels ältere distinguierte Herren oder vornehme Damen, die offensichtlich allein unterwegs waren, am Nebentisch beobachtet. Erika und Leo hatten gern ein Gespräch mit diesen Einzelreisenden gesucht und die Gespräche waren oft sehr unterhaltsam. Aber sich selbst – allein – in einem Hotelzimmer oder an einem Restauranttisch konnte er sich nur schwer vorstellen.

An einem Donnerstagmorgen brach er auf. Ohne Hotelbuchung und ohne klares Ziel. Er fuhr nach Nordosten. Eine Fahrt wie in der Geisterbahn. Das Wetter probte nach dem überhitzten Sommer den ersten Herbststurm. Wind riss an Leos Wagen, schlug gegen Türen und Fenster und versuchte, ihn aus der Spur zu drücken. Über den riesigen abgeernteten Feldern Mecklenburg-Vorpommerns wirbelte Sand und Staub, fegte durch die Alleen und nahm ihm manchmal vollständig die Sicht. Die Ostsee gebärdete sich wie ein wildes Meer mit Schaumkronen und Gischt. Das Hotel lag direkt am Strand, die Fassade im Stil der alten Bäderarchitektur mit hölzernen Balkonen, Erkern und Türmchen war aufwändig restauriert. Im Innern, das sah Leo als Fachmann auf den ersten Blick, war alles in Schlichtbauweise ausgeführt. Genormt und billig wie eine Ausstellung im Baumarkt. Auf seine Frage nach einem schönen Einzelzimmer klackerte die Dame an der Rezeption einen kleinen Schulaufsatz in die Computertastatur, klopfte dann zwei deutliche Punkte mit dem Handballen auf die Enter-Taste, klappte die falschen Wimpern nach oben, fuhr das mechanische Lächeln der Leicht-Gestressten hoch und reichte ihm den Schlüssel.

»Zimmer 305, dritter Stock, links. Wir wünschen Ihnen einen schönen Aufenthalt.«

Sein Einzelzimmer hatte ein großes Fenster, aber keinen Balkon. Der Blick fiel auf das Restaurant und den Küchentrakt des Nachbarhotels, dazwischen ein schmaler Streifen Ostsee. Er hätte ein gutes Doppelzimmer mit Panoramablick wählen sollen. Jetzt fühlte er sich nicht in der Lage, noch einmal zusammenzupacken und an der Rezeption ein besseres Zimmer zu verlangen, obwohl er Lust verspürte, das konfektionierte Lächeln der Rezeptionsdame abstürzen zu sehen.

In der Nacht rumorte die stürmische See in seinen Ohren. Es klang fast so wie die regennasse Autobahn zu Hause, hatte aber noch einen dunklen, grollenden Unterton, als würden schwere Fässer gerollt. Zweimal stand er auf, schaute aus dem Fenster. Die Ostsee war ein dunkler Fleck auf der Scheibe. Morgens ließ der Sturm nach. Als er nach dem Frühstück auf die Promenade trat, war die Luft voller Möwen- und Kindergeschrei und surrender Drachen aus glitzernder Plastikfolie. Leo ging stundenlang am Strand spazieren, direkt an der Wasserlinie, und starrte in den Sand wie ein Bernsteinsucher. Er fand keine rechte Freude daran. Aus der stürmischen Ostsee von gestern Abend war ein postkartenblaues Touristenmeer geworden, hin- und herschwappend wie ein mechanisch bewegter Pool. Es langweilte ihn, das endlose und sinnlose Bemühen der See, das unentwegte Übereinanderherfallen der Wellen, das Auf und Ab von Ebbe und Flut, das träge Wellenschlagen, das schaumige Anlecken des Wassers am Strand. Die Versuche der späten Urlauber in ihren Strandkörben, die Sonne auf sich aufmerksam zu machen, hatten für ihn etwas Lächerliches, Verzweifeltes. Leo wollte sich nicht täuschen lassen. Unter dem bonbonbunten Strandbetrieb lag ein altes, düsteres Land. Das spezifische Gewicht einer Landschaft ließ sich so schnell nicht ändern, auch nicht durch grelle Schminke aus bunten Schildern und vorlauter Urlaubsarchitektur.

Das Abendessen war mäßig. Seezungenfilet aus der Kühltruhe, in der Mikrowelle aufgetaut und anschließend erstickt im Sumpf einer faden Sauce. Nach dem Essen ging er noch einmal auf die Promenade. Es herrschte ein unwirkliches Licht. Meer und Himmel waren schon farblos dunkel, nur der Strand erschien hell, als hätte dieser Streifen Sand den Auftrag, das Sonnenlicht zu ersetzen und die Welt zu beleuchten. Nicht weit von Leo entfernt ging ein junger Mann mit einer prall gefüllten Plastiktüte über den Strand. Er blieb stehen, griff in die Tüte und warf etwas

im hohen Bogen in die Höhe. Offensichtlich Brotreste, zerkrümeltes Toastbrot. Sofort war die Luft voller Möwen und Geschrei. Aus allen Richtungen stürzten die Vögel auf den Futterplatz. Sie kreisten um die Futterquelle wie Luftmassen auf einer animierten Wetterkarte um den Kern eines Sturmtiefs. Zuerst in weiten Bögen, dann wurden die Bewegungen immer schneller, das Geflatter immer hektischer, die Schreie immer lauter. Noch mehr Seevögel kamen an, einzeln oder in Schwadern. Der junge Mann stand wie die Achse eines riesigen Propellers mitten in einem Strudel aus zersichelter Luft und Möwengeschrei. Er warf die Brotreste jetzt noch höher in die Luft. Handvoll um Handvoll. Ein rasender Dirigent in einem Crescendo aus Geschrei und Bewegung. Nur wenig Brot wurde in der Luft aufgeschnappt. Die meisten Brotstückchen fielen in den Sand vor seine Füße. Gemetzel aus Flügelschlag und Schnabelhieben. Erwischte eine Möwe ein Stück Brot, versuchte sie, mit der Beute zu entkommen. Zwei, drei Verfolger stürzten hinter ihr her. Die kratzigen, kreideweißen Schreie der Möwen wirkten wie Stromstöße. Leo meinte, dass sie ohne Umweg über das Trommelfell direkt in die Synapsen der Gehirnzellen funkten. Er fühlte körperliche Schmerzen und inneren Aufruhr und stapfte zurück zur Promenade. Seine Füße versanken bis zu den Knöcheln im trockenen Sand. Er kam kaum voran, wie in schlechten Träumen, wenn der Boden nachgibt und man auf der Stelle tritt.

Als Leo auf sein Zimmer zurückkehrte, war er noch immer aufgebracht von diesem Schauspiel. Die grenzenlose Gier der Vögel und die kaum verborgene Gewalttätigkeit der Szenerie hatten ihn verwirrt.

Auch in dieser Nacht schlief er schlecht, er fühlte sich eingekesselt im pastellfarbenen Hotelzimmer. Der Abend zog sich hin, ratlose Nachrichten und belangloses Getöse im Fernsehen. Das Kühlaggregat der Minibar summt und hielt ihn wach. Leise hörte er das rhythmische Flappen der Wellen am Strand. Am nächsten Morgen regnete es in Strömen. Der Regen nagelte die Blätter, die der Sturm abgerissen hatte, auf die Uferpromenade. Ein paar unerschrockene Urlauber in Gummianzügen stakten durch den Sand wie falschfarbene Pinguine. Leo saß im gelben Licht des Frühstücksraums und blätterte in der Lokalzeitung. Vor den Fenstern stand der Regen wie eine metallische Wand. Er fühlte sich eingeschlossen, verklebt in diesem harzigen Licht.



Mittags regnete es immer noch. Schließlich beschloss er, zurück nach Hause zu fahren. Obwohl es für ihn kein richtiges Zuhause mehr gab und obwohl er sicher war, dass er es nicht mehr lange allein in seinem Haus am Finkenweg aushalten würde, spürte er eine unterschwellige Anziehungskraft, die von diesem Ort ausging.

Lange Strecken fuhr er im Dauerregen durch alte Buchenalleen und stille Ortschaften der ehemaligen DDR. Häuser in allen Stadien des Verfalls. Dazwischen restaurierte Bauernhöfe, aber auch grotesk renovierte Anwesen und aufgemotzte Fertighäuser, die von einem anderen Planeten gestürzt zu sein schienen. Manchmal wurden die Dörfer mit den wenigen Häusern nur durch die Ortsschilder zusammengehalten. Leo fuhr zu schnell. Der Blitz der Radaranlage füllte das Wageninnere mit grellem Licht. Er fühlte sich, als würde er in zu heißes Badewasser gesetzt. Leo fluchte, schimpfte und gleichzeitig schämte er sich. Auch das noch. Ihm drohte ein sattes Bußgeld wegen Geschwindigkeitsüberschreitung, der angemessene Abschluss einer missglückten Urlaubsreise.

Als er zu Hause den Koffer auspackte, klingelte das Telefon. »Guten Tag. Mein Name ist Rudolph Krause. Ich bin Künstler. Sie müssten sich eigentlich an mich erinnern, Ihre Frau ...«

»Ja, ich erinnere mich. Wir haben schon miteinander gesprochen, damals bei der Besichtigung der Räume im Gemeindezentrum«, sagte Leo kühl.

»Ja, wir standen in engem Kontakt, Ihre Frau und ich. Sie wollte eine Ausstellung mit meinen Arbeiten organisieren. Aber das hat sich jetzt zerschlagen – durch ihren tragischen Tod. Es geht um zwei Bilder, die Ihre Frau damals gekauft hat. Große Leinwände, quadratisch. Ihre Frau hatte die Bilder zunächst nur angezahlt. Ich weiß nicht, ob Sie darüber Bescheid wissen. Aber es steht noch ein Betrag von zweitausendsechshundert Euro aus. Ich habe jetzt mehrere Monate gewartet. Ich bin auf das Geld angewiesen. Die Lage der Künstler ist ja im Allgemeinen nicht rosig, wie Sie sicherlich wissen.«

Unbeholfen versuchte er ein bitteres Lachen. Leo spürte, wie sich etwas in ihm verengte. Es war, als würden sich alle metallischen Verbindungen und mineralischen Spurenelemente seines Körpers in den Herzkranzgefäßen sammeln. Kalt und hart wuchs

etwas in seiner Brust hoch. Er musste sich beherrschen, sonst hätte er losgebrüllt. Er wollte diesen elenden Schmierfink niederschreien.

Enger Kontakt mit Ihrer Frau! Leo äffte ihn in Gedanken nach. Allein die Formulierung! Die Lage der Künstler – nicht rosig. Wo denn? Auf oder unter meiner Frau? Dieser Typ entblödete sich nicht, hier anzurufen und auch noch Geld zu verlangen für seine Kontaktfreude, für seine betrügerischen Liebesdienste. Letztlich war dieser Pinselquäler für Erikas Tod verantwortlich. Hastig harkte er in seinem Kopf alle Bösartigkeiten und Gemeinheiten zusammen, die ihm spontan einfielen.

»Mir haben die Bilder nie gefallen. Sie können sie von mir aus heute noch abholen. Ich kann sie nicht mehr sehen. Die Anzahlung meiner Frau dürfte ja wohl als Mietgebühr ausreichen. Von mir kriegen Sie keinen Cent. Ich hoffe, Sie kommen möglichst schnell, sonst lasse ich prüfen, ob mir Schmerzensgeld zusteht, dafür dass ich mir Ihre Machwerke noch länger ansehen muss. Wollen Sie wissen, was ein Bekannter – ein Kunstkenner – über Ihre Bilder gesagt hat: Absolut misslungene Versuche, Twombly zu imitieren, ohne ihn auch nur im Ansatz verstanden zu haben. Nicht eine Spur von Farbkultur. Ekelhaftes Rot. Handwerklich miserabel.«

Leo knallte den Hörer auf das Telefon. Er musste erst einmal durchatmen, um seine innere Ruhe wieder zu erlangen. Er erinnerte sich an den Nachmittag, als sie die neu erstandenen Bilder Karin und Ludwig vorgeführt hatten. Erika redete zuviel, ganz vorlaut vor Aufregung und Sammlerstolz. Tatsächlich hatte Ludwig damals lange vor den Leinwänden gestanden und gemurmelt: »Viel Gekreisel und Gekringel. Alles sehr weiblich. Zuviel Östrogen, Unterleibsfarben, Menstruationsblutrot.«

»Davon hast du überhaupt keine Ahnung«, warf Karin ein, »bleib du nur bei deinem blutleeren Gedankenhandwerk.«

\*\*\*\*\*

Keller wischte den Anflug eines schäbigen Grinsens aus seinem Gesicht und sagte verbindlich: »Bis nächste Woche. Erst

einmal Hunderttausend auf die Hand. Cash. Machen wir es schön ordentlich. Ich kenne dich, garantiert hast du deine Millionen wohlbedacht und sicher verteilt. Ein bisschen in Schatzbriefen, ein bisschen in der Schweiz und in Luxemburg. Wir werden sehen. Ich habe für Erikas Geld mehr getan als du. Ich habe es erarbeitet, du hast es dir böswillig angeeignet. Und jetzt musst du teilen. Alles völlig normal – oder? Ich melde mich rechtzeitig Ende nächster Woche. Und versuch nicht, mich reinzulegen oder irgendwelchen Scheiß zu machen. Denk dran, ich habe die bessere Geschichte.«

Keller war aufgestanden und schon auf dem Weg zur Haustür. »Sind das nicht Bilder von diesem mittelmäßigen Maler Rudolph Krause?«

Er grinste spöttisch und zeigte im Vorbeigehen auf die Leinwände im Flur: »Du hängst dir Bilder von Erikas Liebhaber auf? Mein Gott, Leo, wie kannst du das nur aushalten mit diesen Riesenschinken? Stümperhaft, Schmiererei. Das Wasser muss dir ja bis zum Halse stehen.«

Die letzten Sätze sprach er im Gehen über die Schulter. Die Tür knallte zu. Leo stand einen Moment wie versteinert da.

Dieser Mistkerl, dieser abgelebte Schnösel taucht hier auf und will gleich abkassieren. Ich muss wissen, wo dieser elende Erpresser wohnt. Ich brauche unbedingt seine Adresse. Sein Name steht garantiert nicht im Telefonbuch.

Leo rannte die Treppe nach oben. Im Turmzimmer stieß er den Bügel des Dachfensters aus seiner Arretierung und öffnete das Fenster. Unten an der Abzweigung sah er einen dunkelblauen Kleinwagen auf die Hauptstraße in Richtung Wuppertal abbiegen. Fahrertür und linker Kotflügel waren durch rostrote ersetzt worden. Damals hatte Erika Keller in Wuppertal-Oberbarmen getroffen. Dahin würde er wahrscheinlich auch jetzt fahren. Leo war sich sicher, dass Keller das geordnete, kleine Leben eines Alkoholikers führte, der Tagesablauf bestimmt durch die Routinen der Sucht. Leo rannte die Treppen hinunter, riss den Autoschlüssel vom Bord, sprang in seinen Wagen und fuhr los. Wenn er die Abkürzung durch den Wald nehmen würde, hätte er gute Chancen, noch vor Keller an der großen Kreuzung am Stadteingang zu sein. Seit dem Tod Erikas hatte er den Waldweg gemieden. Jetzt wunderte er sich über sich selbst, denn als er die Unfallstelle passierte, fühlte er überhaupt nichts. Er fuhr

schnell, für seine Verhältnisse zu schnell. Kein Auto kam ihm entgegen, kein Spaziergänger begegnete ihm. Nach zehn Minuten erreichte er die Kreuzung am Stadtrand. Er hatte sich kaum orientiert, als der dunkelblaue Polo auftauchte. Leo drängelte sich ein paar Autos hinter Kellers Wagen in den Verkehrsfluss und folgte ihm im sicheren Abstand über ein paar Kreuzungen. Nach einem Kilometer bog der Polo rechts ab.

Die Straße, Kopfsteinpflaster, wie abgeklappt und weggeduckt vom Leben der Stadt, führte zum Gelände eines stillgelegten Güterbahnhofs. Links und rechts rostige Eisentore, überwachsene Mauern und Baracken in allen Stadien des Verfalls. Weiter hinten ein paar Wohnblocks, noch mehr verkommene Schuppen von Speditionen, die schon seit Jahren leer stehen mussten. Dazwischen verkrautete und zugemüllte Höfe. Der Polo hielt am Straßenrand. Keller stieg aus und verschwand im Eingang eines dunklen Mietshauses. Leo bremste, wartete einen Moment, fuhr am Haus vorbei, drehte nach hundert Metern und parkte dann auf der gegenüberliegenden Seite mit Blick auf das Haus und den Eingang. Ein rechteckiger Kasten in Schlichtbauweise. Ein Findling aus Beton, neben den Gleisen liegen geblieben. Drei Stockwerke, sozialer Wohnungsbau, späte sechziger Jahre, Bahnhofsnähe, Flachdach, mit Wohnzimmerblick auf die Schienen. Die Straßenfront in stumpfen Spinatgrün. Unter den Fensterbänken hatten sich breite Russfahnen gebildet. In einigen Fenstern blinkten verspätete Weihnachts-Lichterketten matte Signale in den grauen Nachmittag. Gardinen in der melancholischen Farbe aus ehemaligem Weiß, Zigarettenqualm und Zeit. Rundum ein Sockel aus verunglückten Graffiti und Kreide in Kinderhänden. Vor dem Eingang lümmelte eine Gang von blauen, gelben und schwarzen Mülltonnen herum.

Gerade als Leo aussteigen wollte, öffnete sich die Haustür und Keller trat auf die Straße. Über der Schulter trug er einen Stoffbeutel, in dem sich leere Flaschen abzeichneten wie tote Fische. Leo wartete bis er an der Ecke verschwunden war, dann ging er hinüber zum Eingang. Er stand auf der Betonstufe vor dem geriffelten Drahtglas der Haustür. Schmuddelige Aluminium-Klingelschilder im Türrahmen. Gernoth Keller, drittes von unten, links. Also oberstes Stockwerk, linke Seite.

Im Grunde war es eine einfache Konstellation. Zwei Personen, zwei Kontrahenten: Leo Haas und Gernoth Keller. Leo war davon überzeugt, dass er keine Komplizen oder Mitwisser hatte. Warum sollte er irgendwem die Geschichte von Erikas Unfall und Leos gehetzter Flucht durch den Wald erzählen? Das war sein einziges Druckmittel. Seine Erpressung gründete nur auf der Drohung, etwas weiterzuerzählen.

Genau das war jetzt notwendig, sagte sich Leo. Sorgfältige Analyse der Situation und dann klare Entscheidungen, die auch mit Nachdruck in die Tat umgesetzt werden mussten. Nichts anderes habe ich in all den Jahren in meinem Beruf gemacht. Jeder Erpresser verfolgt eine bestimmte Strategie. Für jedes strategische Problem gibt es eine Lösung. Alles nur eine Frage der richtigen Entscheidungen. Ein klassischer Zweikampf, also. Selbst wenn er erbittert geführt würde, bliebe er doch überschaubar.

Gernoth Keller war der Typ des Einzelkämpfers. Das machte die Sache einfacher. Schon während der Zeit in Erikas Agentur war er nicht teamfähig. Erika hatte oft genug erzählt, wie Keller seine Werbetexte verfasste. Nach den Meetings des Creativ-Teams, an denen er sichtlich gelangweilt teilnahm, verschwand er meist für den Rest des Arbeitstages in seinem Büro – in der einen Hand eine Kaffeekanne, in der anderen Hand eine Flasche Whiskey. Er zeigte sich nur bei den Kollegen in der Agentur, um Nachschub an Zigaretten, Kaffee und Alkohol zu holen. Wenn es ganz heftig wurde, schien es, als würde er sich ausschließlich von Zigaretten und Baileys ernähren, einem süßlich-sahnigen Whiskeylikör aus Irland. Aber er war erfolgreich. Das große Geld verdiente Erikas Agentur mit einer Kampagne für einen Magenbitter. Gernoth Kellers witzige, bekenntnishaftige Werbelyrik vervielfachte die Verkaufszahlen für das Produkt und führte gleichzeitig einen neuen Trend in der Werbesprache ein. Keller führte schon damals ein ruppiges Leben. Er bezahlte seinen Erfolg und seine Kreativität mit gnadenloser körperlicher und seelischer Selbstausbeutung. Oft genug hatte Leo seine Tiraden miterlebt, manchmal hatte er bei den rauschhaften, durchgearbeiteten Wochenenden in der Frühzeit von Erikas Agentur mitgemacht.

Leo suchte in Gedanken einen Ansatzpunkt: Zur Polizei kann Keller auf keinen Fall gehen. Wenn er mich anzeigt, selbst wenn

nur minimale polizeiliche Ermittlungen gegen mich laufen, verliert er den Zugriff auf mein Geld. Wenn es zu einer Mordanklage kommen sollte, sieht er das Erpressergeld nie. Kellers Erpressung funktioniert nur durch meine Angst. Angst vor meiner gesellschaftlichen Ächtung, Angst, meine Freunde zu verlieren, Angst, die gute Nachbarschaft aufgeben zu müssen, Angst vor der zersetzenden Kraft der Gerüchte. Also muss zuerst die Angst aus der Sache heraus. Selbstbewusst handeln und sicher auftreten.

In Erpressungen steckt eine bösartige Logik. Wenn man nachgibt, geht es immer weiter. Keller wird mich aussaugen bis auf den letzten Cent. Wenn er erst einmal gemerkt hat, wie einfach es ist, wird er mehr haben wollen. Bei seiner labilen Persönlichkeit wird er immer mehr brauchen, unmäßige Forderungen stellen. Am Ende ist mein ganzes Geld weg. Meine Existenz würde genauso bedroht wie bei einer Mordanklage.

Ich bin am Zuge. Ich muss der Sache ein Ende setzen, bevor sie richtig anfängt. Und, ich habe wenig Zeit, nächste Woche will das Schwein die erste Rate. Außerdem hat Keller überhaupt keine Vorstellung von meinem Vermögen. Lächerlich. Typisch Looser, einmal im Leben das Gefühl, an das große Geld zu kommen –, und schon wird er unverschämt, größtenwahnsinnig. So viel Geld war es am Ende gar nicht, nie gewesen. Ein großer Teil der Abfindung war verloren, über Nacht verspielt am »Neuen Markt«. Heute fand er seine Spekulationen auf Technologie-Aktien nicht nur waghalsig, sondern hirnrissig, Luft-Ökonomie um die Jahrtausendwende. Aber damals waren alle maßlos, grenzenlos gierig und haben am Ende verloren. Und Erika –, sie bekam bei Weitem nicht den Preis für ihre Agentur, den sie sich vorgestellt hatte. Die Werbebranche spürte die Folgen der Globalisierung zuerst. Viele kleine Agenturen gingen ein oder wurden verramscht.

Leo war sich schon lange im Klaren, dass er sein Leben verändern musste und dass dazu ein neues unbelastetes Zuhause gehörte. Aber im Moment fühlte er sich noch nicht stark genug für einen solchen Schritt. Geist und Seele waren zu sehr eingespannt. Außerdem wollte er nicht ausweichen – nicht schon wieder abhauen – wie auf der Waldlichtung. Erst recht nicht vor einem elenden Erpresser wie Gernoth Keller.

Natürlich hatte er darüber nachgedacht, das Haus zu verkaufen. Irgendwo neu anfangen. Hier erinnerte ihn alles an Erika, dieses Haus würde immer auch ihr Haus sein. Kurz nach ihrem Unfall war es unerträglich gewesen. Manchmal glaubte er, zu ersticken an seiner Schmach und seiner Scham. Inzwischen schien Erika überall im Hause gegenwärtiger zu sein als vor ihrem Tod. Jeder Schrank und jede Schublade atmete ihr Parfüm aus. Und es kam ihm zum ersten Mal nicht mehr dezent, sondern aufdringlich und auch muffig vor.

Draußen war es kalt geworden, strenger Frost, so kalt wie schon lange nicht mehr in den letzten Jahren. Es sollte in den kommenden Tagen noch kälter werden, meldete das Radio. Leo fuhr zu Supermarkt. Ein normaler Wochenendeinkauf, zusätzlich brachte er eine Flasche Baileys-Likör mit. Vorsichtig glättete er mit einem Falzbein den unteren Rand der blechernen Verschlusskappe. Nach einer halben Stunde ließ sich die Kappe problemlos abschrauben. Spuren seiner Manipulation waren kaum erkennbar. Bei der Suche nach Kopfschmerztabletten war er in allen möglichen Schubladen und Toilettenbeuteln auf angebrochene Blisterpackungen und halbvolle Fläschchen mit Valium gestoßen. Erikas kleine Helfer gegen die Unpässlichkeiten während der Wechseljahre. Er sammelte die Pillen ein, zerdrückte sie im Küchenmörser, goss einen Schluck Whiskey dazu und rührte skeptisch in dem übel riechenden Mus. Er mischte ein bisschen Barbituratpaste und Likör in einem Becher und probierte mit der Fingerspitze.

Ekelhaft! Ungenießbar! So muss Arznei in alten Kindermärchen geschmeckt haben. Zum Schütteln bitter, widerlich, penetrant chemisch.

Er versuchte es mit verdünnten Mischungen. Allmählich wurde der Arzneigeschmack schwächer, blieb aber eindeutig auf der Zunge. Er musste es trotzdem versuchen. Sein Trank brauchte nur ein paar Stunden Tiefschlaf erzeugen.

Er verstärkte den Likörgeschmack durch einen halben Löffel Espresso pulver und einen kräftigen Schluck Whiskey. Dann füllte er alles in die Flasche zurück und präparierte die Verschlusskappe so, als wäre sie unberührt. Leo wusste, dass er nur eine Chance hatte, wenn Keller schon halbwegs betrunken war.

Heute war Montag. Leo stand vor der Haustür des Mietshauses. Er drückte die Klingel und wartete. Er läutete noch einmal. Unmittelbar darauf summte der Türöffner. Im Treppenhaus roch es nach Küche und ein wenig nach Klo. Oben wurde eine Tür geöffnet. Irgendwo rückte jemand ungeduldig ein Möbelstück. Gernoth Keller stand im Rahmen der Korridortür.

»Hallo, Gernoth.«

»Was willst du hier? Das ist hier keine Gegend für so'n feinen Pinkel wie dich. Eher 'ne gute Adresse für 'ne Ratte. Ich heiße nicht nur Keller, ich bin auch ganz unten, obwohl ich oben wohne, wie du siehst. Wie hast du mich gefunden?«

»Ich habe zufällig das Nummernschild auf deinem Auto gesehen. Und ich habe einen guten Bekannten auf dem Straßenverkehrsamt.«

»Ah, ja. Friends in high places. Ihr Spießer pflegt doch immer eure Spießer-Connections, das muss man euch lassen.«

Er grinste unsicher, Leo reichte ihm die Hand.

»Der Geldbote ist da. Komm rein.«

Leos Nase reagierte zuerst. Muffige, lichtscheue Luft schlug ihm aus dem engen Vorraum entgegen, schnapszerrülpst und mit hohem Süßanteil von faulendem Obst. Dazwischen Ammoniak – wahrscheinlich Katzenpisse. Flur und Wohnraum waren mit fleckigem Teppichboden ausgelegt. Allerlei Möbel standen umeinander wie ein durchwühlter Haufen Sperrmüll am Straßenrand. Leo brauchte eine Weile, um sich zu orientieren. Der einzige Anflug von Ordnung im Durcheinander war eine halbwegs freigeräumte Achse zwischen Sofa und einem riesigen dunkelbraunen Fernseher. MTV-Gezappel auf dem Bildschirm, der Ton war ausgeschaltet. An der Wand hing ein Andy-Warhol-Poster mit aufgereihten Dollar-Banknoten in einem verzogenen Rahmen. Vor dem Sofa stand ein Tischchen mit verschmierter Glasplatte. Der Tisch hatte die merkwürdige Aura jener Designer-Stücke, die zwar einmal sündhaft teuer, aber nie wirklich praktisch waren und die man nur behält, weil sie so viel Geld gekostet haben. Auf dem Tisch gruppierten sich ein übervoller Aschenbecher, eine fast leere Wodka-Flasche, ein von klebrigen Händen blind gewordenes Bierglas und ein aufgerissener Sechserpack gummiartiger Aufbackbrötchen zu einem postmodernen Stilleben. Ein Sessel unklarer Provenienz, daneben eine Stehlampe mit dürrem, verbogenem Schaft.



Keller zündete sich eine Zigarette an und warf die halbleere Packung mit einer verächtlichen Geste auf den Tisch. Leo zog seinen Parka aus und setzte sich ohne Aufforderung auf das Sofa. Der Stoff des Sofabezugs war voller Flecken, rau und hart wie getrockneter Fisch.

Keller saß ihm gegenüber. Leo merkte, dass er schon ziemlich betrunken war. Um die Augen, unter den Nasenlöchern und um den Mund erschien die Haut feucht und gerötet, als würde ein übermäßiger Innendruck sich überall Ventile suchen, als müsste etwas aus ihm heraus.

»Und, was willst du hier? Na, klar, du willst mir die Knete bringen. Die erste Rate.«

Leo zog die Flasche Baileys aus seiner Plastiktüte.

»Erst mal gibt's das hier. Ich habe mich erinnert, wie du früher in Erikas Agentur deine Texte geschrieben hast. Zwei Kannen Kaffee und eine Flasche Whiskey waren immer die kreative Grundlage. Oder, wenn es terminlich eng wurde, hast du literweise diesen irischen Sahnelikör getrunken. Das muss zeitweise deine einzige Kalorienzufuhr gewesen sein. Deine Katerstimungen waren legendär, wenn ich mich richtig erinnere.«

»Was soll das jetzt? Willst du mich besoffen machen?« Keller machte das schlaue Gesicht der Betrunkenen.

»Nein. Wir wollen in Ruhe reden. Ich will dir helfen. Im Andenken an Erika möchte...«

»Jetzt kommt *die* Nummer, die Mitleidsnummer. Erzähl bloß keinen Schwachsinn.«

Keller war aufgesprungen, schnappte sich die Likörflasche, schraubte sie auf und goss das Bierglas bis zum Rand voll mit der milchig-braunen Flüssigkeit.

»Willst du auch einen Schluck?«

»Hast du nicht etwas Anderes. Auf keinen Fall Likör, soviel Zucker vertrage ich nicht. Darmgeschichten, weißt du.«

Keller versuchte ein wissendes Lächeln, es gelang ihm aber nur ein einfältig-betrunkenes Grinsen.

»Darmgeschichten, dass ich nicht lache. Du hast sicher zu viel Stress. Als Mörder deiner Frau. Ich habe nur noch das bisschen Wodka. Steht vor dir auf dem Tisch. Ich hol dir ein Glas.«

Auf dem Weg zur Küche schwankte Keller leicht, musste sich am Regal festhalten. Die Kochecke war durch eine Regalwand vom Wohnzimmer abgetrennt. Das ganze Schmierentheater einer

Junggesellenküche. Schmutziges Geschirr in wackeligen Stapeln auf der Spüle. Eine dreckverkrustete Pfanne balancierte auf dem Abtropfgestell. Um den Mülleimer drängelten sich leere Flaschen. Die häufigste Spezies in dieser Ansammlung schienen leere Whiskeyflaschen zu sein. Es gab auch Wodkaflaschen in der Form russischer Zwiebeltürme und Leo entdeckte ganz hinten eine leere Baileys-Flasche.

»Was ist nun mit meiner Kohle? Hast du das Geld dabei? Deine sentimental Geschichten sind mir scheißegal.«

Keller nahm einen kräftigen Schluck.

»Igitt, schmeckt ekelhaft. Hast du da was reingerührt? Willst du mich vergiften?«

Kellers Gesicht, angewidert. Er tat für einen Moment so, als wollte er alles wieder ausspucken.

»Mit dem Geld, das ist so eine Sache. Weißt du, so viel kann ich bis nächste Woche nicht flüssig machen. Zehntausend habe ich schon dabei.«

Leo zog zwei Bündel mit Hundert-Euro-Scheinen aus der Plastiktüte und legte sie auf den Tisch. Keller sah ihn entgeistert an, schluckte den Likör herunter.

»Ich sehe ja wohl nicht richtig. Zehntausend! Bist du verrückt? Ich will Knete. Richtig Knete, keine Almosen. Wie du das Geld heranschaffst, ist mir egal.«

Gernoth Keller füllte sein Glas noch einmal auf und trank es in einem Zug fast leer. Die Chemie der Gier und der Sucht begann zu wirken. In seinem Körper waren die Programme der Vorsicht und Lebenserhaltung längst überschrieben. In jedem Süchtigen steckt ein angeknackster Lebenswille. Die Mechaniken des jahrelangen Alkoholkonsums kannten nur eine Richtung: immer mehr.

Keller setzte sich, fixierte ihn. Das Glas behielt er in der Hand. Er zog ein zerknülltes Taschentuch aus der Hosentasche, rieb sich durch das Gesicht. Es gelang ihm nicht, das Tuch wieder in die Hose zu stecken. Es fiel zu Boden.

Kellers Bewegungen wurden langsamer, seine Sprache schleppte sich mühsam voran. Er wiederholte sich, machte häufig Pausen, als wolle er den matten Halbsätzen eine besondere Bedeutung geben. Ein maulender und jauliger Tonfall wie bei einem müden Kind. Immer wieder nahm er das Glas und trank.

»Sie hat mich fallen lassen wie eine heiße Kartoffel. Einfach fallen lassen. Den Laden verkauft. Die Leute entlassen. Einfach

so. Und du, du hast nur ihr Geld geliebt. Und als du über ihr Geld verfügen konntest, hast du sie umgebracht, eliminiert, ausgelöscht, ausbluten lassen. Was ist zwischen Erika und dir passiert in eurem Luxushäuschen? Ich habe es immer gewusst: Die Hölle, das ist das deutsche Eigenheim.«

Seine verschweifte Stimme verschwand immer mehr im Nebel aus Alkohol und Barbituraten. Vokale schwammen durcheinander, Konsonanten zerquetschten sich gegenseitig. Kellers Sprache verschmierte mehr und mehr. Zuletzt kaute er nur noch die Wörter, dann einzelne Silben, dann sagte er nichts mehr. Die Zigarette zwischen seinen Fingern rauchte sich selbst, fiel zu Boden und brannte einen schmalen schwarzen Streifen in den Teppichboden. Kellers Augen weiteten sich, als die Konvulsionen einsetzten. Sein Gesicht wurde zu einem Schlachtfeld extremer Gefühle. Irres Grinsen, dann dumpfes, feindseliges Lauern. Dazwischen schmerzverzerrte Grimassen, Nachbilder der chemischen Vorgänge in seinem von Alkohol und Tabletten terrorisierten Körper. Leo nahm die Flasche, schüttelte sie kurz und füllte Kellers Glas bis zum Rand. Keller stierte vor sich hin, er schien nicht mehr viel wahrzunehmen. Ab und zu schaute er auf, seine Blicke trafen sich irgendwo hinter Leo, als würde er gleichzeitig links und rechts an ihm vorbeischaun. Im jahrelang verinnerlichten Reflex griff er das Glas und nahm einen langen Schluck. Konzentriert und zitternd mit bitterer Miene, als wäre es gleichzeitig Betäubung und Erlösung, Schierlingsbecher und Arznei.

Er hatte sich blutleer gesoffen. Das Gesicht blass wie das Ziffernblatt einer Messuhr, Anzeige für die Sekrete und Gifte, die in seinem Körper hin- und hergepumpt wurden. Einmal ruderte er krampfartig mit den Armen, dann wollten sich die Füße vom Boden abstoßen wie bei einem träumenden Hund. Seltsame Geräusche sendete sein Körper aus, kurze subkutane Seufzer, leises Zischen wie ein Brathuhn auf dem Grill. Langsam wurden die Bewegungen schwächer. Keller schloss die Augen, sein Körper hing verbogen im Sessel, der Kopf pendelte auf der Brust. Er atmete schwer und langsam. Zwischen seinen Beinen, entlang der Hosenbeine färbte sich der schwarze Stoff dunkler. Um seine Füße bildete sich ein schmale Pfütze Urin und versickerte allmählich im Teppichboden. Leo stand auf, fischte seine Handschuhe aus den Parkaschen. In der Kochecke fand er ein

Geschirrtuch. Während er die Handschuhe anzog, rief er aus seinem Gedächtnis die Liste aller Gegenstände auf, die er mit den Händen berührt hatte. Er rieb den Hals der Baileys-Flasche sorgfältig ab. Am Boden der Flasche hatte sich ein weißliches Sediment von Tablettenresten abgesetzt. Leo nahm die Flasche und den Blechverschluss, wischte sie sorgfältig ab und drückte und drehte sie anschließend zwischen den Fingern Gernoth Kellers. Er wollte, dass klare Fingerabdrücke zurückblieben. Leo stutzte einen Moment, als er die schlaffe Hand Kellers anhob. Über die gesamte Fläche des linken Handtellers lief eine lange, ausgeprägte Lebenslinie. Kein gutes Beispiel für die Handlesekunst, fiel ihm ein. Kellers Leben würde heute noch zu Ende gehen. Er rieb mit dem Lappen ein paar Mal lässig über seine Seite des Glastisches, als wäre jemand zufällig mit einem Handtuch daran vorbeigegangen. Schnapsglas und Geldbündel ließ er in seiner Parktasche verschwinden. Kellers Taschentuch lag auf dem Boden. Leo zögerte einen Moment. DNA des Opfers. Vielleicht kann das Tuch einmal von Nutzen sein, um eine falsche Fährte zu legen. In der untersten Schublade im Küchenschrank fand er eine Plastiktüte. Mit spitzen Fingern schob er das Tuch in die Tüte. Er ging zum Fenster, prüfte mit dem Handrücken die Heizkörper, schraubte vorsichtig das Thermostat ab, angelte eine Cent-Münze aus seiner Hosentasche, setzte die Münzen auf den Temperaturfühler und schraubte das Thermostat wieder auf. Das Heizungsventil war jetzt vollständig geschlossen. So hatte es den Anschein, als würde das Thermostat normal funktionieren, aber die Frostwächterposition war ausgesetzt. Er klappte den über-vollen Mülleimer auf und versenkte ein leeres Valium-Fläschchen unter einer gammelnden Bananenschale. Nur jemand, der gewissenhaft suchen würde, könnte sie dort finden. Er wusste, dass er Spuren hinterlassen würde. Aber Spuren muss man finden und vor allem richtig zuordnen. Er wollte es möglichst so einrichten, dass alle Spuren auf Selbstmord hinwiesen.

Als er die Balkontür öffnete, fiel ihn die Kälte an wie ein böses Tier, das draußen lange gelauert hatte. Ein verbeulter Mond hing über den Pappeln auf der andern Seite der Gleise. Leo wartete einen Moment im eisigen Luftstrom. Auf der Fensterbank stand eine gefüllte Flasche Wasser. Ein Eisrand hatte sich im Flaschenhals gebildet. Leo öffnete sie und stellte sie auf den Tisch. Dann

schob er sie an den Rand und gab ihr mit dem Handrücken einen leichten Schlag. Die Flasche fiel um und entleerte sich glucksend in Kellers Schoß. Ein leichtes Zittern durchlief seinen Körper. Er atmete flach. Etwas in ihm geriet in Unwucht. Das bisschen Rest Seele, das in ihm steckte, schien sich los zu reißen. Es war jetzt schon empfindlich kalt im Zimmer. Das verschossene T-Shirt und die durchnässte Hose dürften ihn kaum vor der Kälte schützen. Sätze aus Fernsehkrimis kamen Leo in den Sinn. Nasse Kleidung beschleunigt die Auskühlung um den Faktor drei.

Leo schob die Tür des Badezimmers auf. Auch hier Unordnung und überall die Patina von Staub und halbwegs zurückgedrängter Verwahrlosung. Unter dem Waschbecken müffelte ein Katzenklo aus braunem Plastik. Leo öffnete das Fenster und blickte hinaus. Unterhalb des Fensters gab es in ungefähr einem Meter Abstand einen Mauervorsprung. Etwas tiefer lag eine dunkle Fläche, das Dach eines schmalen Anbaus. Offensichtlich nutzte die Katze diesen Weg für ihre Ausflüge, denn überall waren kratzige Schraffuren, die Spuren ihrer Krallen.

Noch eine Tür. Leo öffnete sie vorsichtig. Durcheinander im trüben Licht einer Nachttischlampe, die irritierende Atmosphäre eines fremden Schlafzimmers. Zerwühlte Bettdecken und Kissen. Ein zerfleddertes Buch lag mit dem Gesicht nach unten auf dem Bett. Plötzlich sprang aus der Wildnis des Zimmers eine Katze auf das Bett, machte einen Buckel und fauchte ihn bösartig an. Getigertes Fell, Augen wie grüne Leuchtdioden, nadelspitze Zähne, aufgestellte Nackenhaare. Leo stieß einen leisen, spitzen Schrei aus und deutete mit den Händen einen Angriff auf das Tier an. In heillosen Panik schoss die Katze an ihm vorbei durch die Tür und verschwand im Badezimmer. Leo folgte ihr, blickte aus dem kleinen Fenster. Unten auf dem Dach stand die Katze und starrte zu ihm herauf. Er schloss das Fenster, ging noch einmal zurück ins Schlafzimmer, schob die Gardinen ein wenig zur Seite und blickte die Straße entlang. Draußen war alles ruhig, keine Passanten, kein Verkehr.

Leo horchte eine Weile an der Korridortür, öffnete sie vorsichtig und lauschte ins Treppenhaus. Irgendwo brüllte ein Fernseher, aufgeregte Stimmen in türkischer oder arabischer Sprache. Er vergewisserte sich noch einmal, ob er nichts vergessen hatte.

Durchatmen und die Mütze tief ins Gesicht. Er drückte auf den Knopf der Treppenhausbeleuchtung, zog die Korridortür hinter sich zu und ging gelassen und zügig die Treppe herunter. Später wusste er nicht mehr, was er zuerst wahrgenommen hatte: das Schild mit der Aufschrift: Bitte ab 22.00 Uhr die Haustüre abschließen! oder das Gefühl, in der Falle zu sitzen. Mehrmals drückte er die Türklinke, die Haustür war verschlossen. Vor ein paar Monaten wäre er noch in Panik geraten. Jetzt blieb er kühl. Es gab noch eine Korridortür – offensichtlich der Zugang zum Keller – und eine Hintertür. Er ging zur Hintertür. Sie war nicht verschlossen. Draußen blieb Leo einen Moment stehen, blickte sich um. Ein Pfad im Gestrüpp. Kinder hatten den Zaun an einer Stelle heruntergedrückt, um auf das verwilderte Nachbargrundstück zu gelangen. Leo nahm ihren Weg und nach ein paar Schritten war er auf der Straße.

[zurück](#)